

# DIE FLUCHT DER INSASSEN

FREIHEIT ALS RISIKO

**JOACHIM GAUCK**



ISBN 978-3-941904-20-0

## INHALT

5 | VORWORT

7 | DIE FLUCHT DER INSASSEN  
FREIHEIT ALS RISIKO  
*Joachim Gauck*

20 | DER AUTOR

21 | ANSPRECHPARTNER IN DER  
KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

*Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.*

*© 2009 Konrad-Adenauer-Stiftung e.V., Sankt Augustin/Berlin*

*Umschlagfoto: © Siegfried Wittenburg*

*Gestaltung: SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln.*

*Druck: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim.*

*Printed in Germany.*

*Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Bundesrepublik Deutschland.*

*ISBN 978-3-941904-20-0*

## VORWORT

Im Jahr 2009 jähren sich zwei Schlüsselereignisse der deutschen Geschichte. Die Bundesrepublik Deutschland wird 60 Jahre alt und zugleich feiern wir 20 Jahre Friedliche Revolution in der DDR.

Mit der Verabschiedung des Grundgesetzes am 8. Mai 1949 durch den Parlamentarischen Rat – dem vierten Jahrestag der Kapitulation des „Dritten Reiches“ – schufen die Deutschen eine neue staatliche Ordnung, die sich vom nationalsozialistischen Terrorregime durch ihren freiheitlichen Charakter, durch den Aufbau und das Leben von Demokratie und durch konsequente Rechtsstaatlichkeit unterscheidet. Von diesen Eigenschaften und dem einsetzenden wirtschaftlichen Aufstieg der Bundesrepublik profitierten jedoch nicht alle im geteilten Deutschland. Eine demokratische Erneuerung blieb den Menschen in der DDR noch weitere Jahrzehnte verwehrt. Erst als die Friedliche Revolution 1989 begann, setzten mutige DDR-Bürger Prozesse in Gang, an deren Ende schließlich die Überwindung des diktatorischen SED-Staates stand und die Einheit Deutschlands „in freier Selbstbestimmung“ vollendet wurde, wie es das Grundgesetz allen Deutschen gebot.

Bei beiden Ereignissen haben Christliche Demokraten und christdemokratische Konzepte eine entscheidende Rolle gespielt, Grundsteine für den Erfolg der Bundesrepublik Deutschland gelegt und diesen fortgeschrieben.

Die Konrad-Adenauer-Stiftung gedenkt dieser Jubiläen mit zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen. Mit der Reihe „Weichenstellungen in die Zukunft“ wollen wir die zentralen Entscheidungen und politischen Entwürfe in 60 Jahren Bundesrepublik wieder verstärkt ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rücken. Die Bände wenden sich an alle, die sich für die historischen Ereignisse interessieren oder um die politische Bildung bemühen. Dabei geht es jedoch nicht nur um die Erinnerung an vergangene Schlüsselereignisse, sondern auch um ihre Auswirkungen in Gegenwart und Zukunft.

Die vorliegende Publikation beinhaltet die Rede, die Dr. Joachim Gauck anlässlich der Ausstellungseröffnung „Über die Ostsee in die Freiheit“ am 24. März 2009 in der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung gehalten hat. Dr. Gauck hielt ein engagiertes Plädoyer für die Freiheit. „Die Freiheit zu wollen, heißt nicht, sich auf paradiesische Verhältnisse einzustellen. Freiheit ohne Verantwortung gibt es nicht. Die Demokratie ist auf engagierte Bürger angewiesen.“

Ein besonderer Dank gebührt dem Autor Dr. Joachim Gauck.

Berlin, im November 2009

*Christian Schleicher*

*Stellv. Leiter der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung*



## DIE FLUCHT DER INSASSEN

FREIHEIT AUS RISIKO

*Joachim Gauck*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich will einmal anders anfangen, nicht mit der Flucht, sondern mit dem, was sie auslöst. Kurz bevor ich meine Wohnung in Schönberg verließ, stach mir ein Bild ins Auge, das mir ein Rostocker Fotograf neulich bei der Eröffnung einer anderen Ausstellung geschenkt hat.

Auf diesem Foto sieht man Menschen, die ganz friedfertig an einer Küste auf einem Betonsteg stehen. Keiner von diesen Menschen schaut in die Kamera des Fotografen. Wir erkennen niemanden. Wir sehen Rücken und blicken auf ein weites Meer. Jeder, der die Ostsee kennt, weiß, wie wunderbar und verzaubernd es wirkt, auf dieses Meer zu schauen. Unsere Seele bekommt auf einmal Flügel, uns fliegen alle möglichen wunderbaren Gedanken zu und sehr viele dieser Gedanken hängen mit Freiheit zusammen. Wenn wir, die wir einst hinter der Mauer gelebt haben, ein solches Bild sehen, dann fallen uns spontan unterschiedliche Lebenssituationen ein. Jedem von uns, egal, ob wir an der Küste gelebt haben wie ich, ob wir ein Berliner sind, aus dem Harz oder dem Erzgebirge stammen.

Wir sehen uns in Gedanken in einer andere Zeit versetzt und wir empfinden uns praktisch so, wie jene Menschen, die wir

auf dem Foto betrachten. Wir sehen uns, wie wir in die Weite schauen, entweder im Thüringer Wald oder auf dem Fernsehturm in Ostberlin, wenn wir unseren Kindern sehnsüchtig den Westen gezeigt haben. Jeder hatte so seine Stelle, wo er diesen Blick aus einem geschlossenen Raum heraus in eine Weite, die vielen von uns völlig unerreichbar schien, ausprobieren konnte. Dass sich das geändert hat, dazu komme ich später.

Aber wenn wir eine Ausstellung betrachten wie die, die hier heute in Berlin eröffnet wird, dann müssen wir uns einmal klarmachen, welche ungeheueren Risiken Menschen auf sich genommen haben, um ihren Traum und ihre Sehnsucht mit Realität zu erfüllen. Deshalb war mir das Bild so nützlich.

Es hat ja ganz unterschiedliche Folgen gehabt, dieses Stehen an der Ostsee und dieses Hinausschauen in die Ferne. Rund 5.000 Menschen werden es wohl gewesen sein, die versucht haben, über die Seegrenze in die Freiheit zu gelangen. Weniger als 200 von ihnen ist es nur gelungen. Sehr viele sind gestorben. Von über 50 wissen wir nicht, wo sie liegen, bei welchen Fischen sie ihr kühles Grab gefunden haben oder wo ihre Knochen angespült wurden. Wir wissen es nicht.

Warum tun Menschen so etwas? Weil offenbar kein System stark, keine Mauern dick und kein Stahl fest genug ist, um unsere zu unserem Menschsein gehörende Sehnsucht nach Freiheit völlig zu besiegen. Wir werden uns an diesem Abend einmal Gedanken darüber machen, wie es um den Siegeswillen der Machthaber bestellt ist, wie lange sie uns unterjochen können und wo die Grenze ihrer Macht liegt. Dazu ist eine solche Ausstellung sehr nützlich.

Wenn Sie die Einladung zu dieser Veranstaltung in die Hand genommen haben, dann haben Sie die Überschrift über meinen Vortrag gelesen. „Die Flucht der Insassen.“ Die Menschen, die Sie auf dem Bild sehen, sind aber weder mit Ketten noch mit Handschellen gefesselt. Sie stehen auch ganz frei, sie haben Urlaub. Der eine hat seine beste Westhose herausgeholt und sich wirklich schön gemacht für einen Spaziergang an der frischen Luft. Vielleicht kommt er aus Leipzig oder aus Bitterfeld, wo es damals so schrecklich stank und genießt die frische Seeluft. Er fühlt sich schon halb in der Freiheit und, wenn er zurückkommt, wird er sagen: „Ja, da haben wir gestanden, da hinten sind die Schiffe gefahren.“ Wenn er nicht nur einen Wochenendausflug an diese Stelle der Ostsee

gemacht hat, so hat er vielleicht ein paar Tage am Strand zugebracht. Er und der andere gegenüber. Er, der mit der schönen Hose, ist nach Sachsen zurückgefahren und hatte wunderbare Mitbringsel in seinem Gepäck. Es ist ihm gelungen, drei sehr kostbare Dinge am Strand zu erlangen und zwar ganz ohne Geld. Er war einfach früh genug unterwegs. Er hat eine leere Bols-Flasche gefunden, die ein Seemann, bevor er sie über Bord schmiss, klugerweise zugestöpselt hatte, so dass sie nicht untergegangen ist. So wurde sie zwischen Warnemünde und Kühlungsborn angeschwemmt und lag nun ganz fröhlich und unschuldig am Strand und sah dabei total nach Westen aus, eben Bols, also super. Er gehörte nicht zu denen, die Westgeld hatten, um im Intershop solche eigentümlichen westlichen Schnapsorten einzukaufen. Er freute sich. Zu Hause wird er zeigen, dass er dort war, wo etwas aus dem Westen angekommen ist. Daheim hatten sie solche Flaschen nicht und deshalb haben seine Frau und er beschlossen, sie bei sich in die Vitrine zu stellen. Sollten sie einst noch eine weitere Flasche finden, so würden sie sie einfach daneben stellen.

Er hat übrigens auch noch eine leere Cola-Dose gefunden, die er auch mitgenommen hat. Wir könnten natürlich jetzt sagen „Mein Gott, was für ein kleiner primitiver Kleinbürger, ist ja ekelhaft.“ Klar, könnten wir. Wir könnten uns aber auch – vertraut mit seiner Sehnsucht – klarmachen, dass es für ihn ein Gruß aus einem ganz unerreichbaren Gefilde war. Die unerreichbare Ferne grüßt mich.

Heinrich Müller aus Plauen, oder wo er auch immer herkam, aus Riesa oder Leipzig. Und mit diesem handfesten Gruß ging er nach Hause und sagte sich, „Ihr könnt mich mal, der Westen hat mich gegrüßt.“ Was für ein Erlebnis.

Wenn wir uns jetzt seinen Kollegen dort auf diesem Bild anschauen, der auf der anderen Seite steht, dann lassen wir uns von ihm erzählen wie es war, als er in Warnemünde mit seinem PKW Marke Wartburg – das waren jene Fahrzeuge, die aus Metall gefertigt wurden und im Gegensatz zu den Trabanten auch innen etwas geräumiger waren – nach dem Besuch in der Bar noch eine kleine Spritztour gemacht hat, denn er war nicht mehr ganz alleine. Er hatte jemanden kennengelernt und da es irgendwie nett war, beschlossen sie gemeinsam noch ein bisschen am Strand spazieren zu gehen. Dazu fuhr er ein Stück weiter auf den jetzt völlig leeren Parkplatz – es war bereits Mitternacht –, der zwischen Warnemünde und

der Steilküste Stoltera liegt. Es war eigentlich sehr schön draußen, aber sie zogen es vor, noch ein bisschen im Fahrzeug zu verweilen. Um es sich bequemer zu machen, begaben sie sich auf den Rücksitz und – ja – versuchten, sich auch ein bisschen frei zu machen. Irgendwann, als die Scheiben auch von innen beschlagen waren, klopfte und polterte es plötzlich an der Wagentür. Draußen stand die Volkspolizei und wollte nur nach dem Rechten sehen. In manchen Situationen mochte das ja hilfreich gewesen sein. Aber jetzt wurde nach den Ausweisen und Fahrzeugpapieren gefragt, worauf eine hektische Suche begann. „Was tun sie hier?“ Nun ja, Produktionsberatung war es nicht gerade. „Wir parken hier.“ „Ach, haben sie nicht gesehen, dass hier ein Parkverbotsschild ist?“ „Nein, dies ist ein Parkplatz. Ich parke immer hier, wenn ich an den Strand gehe.“ „Ja, aber unter dem Parkverbotsschild steht ein Schild, 22 bis 6 Uhr Parkverbot.“ „Ja warum denn das?“ „Nun, Sie befinden sich im Grenzgebiet.“ „Wie bitte? Grenzgebiet? Ich gehe doch hier jeden Tag an den Strand.“ „Hier wird gearbeitet. Hier wird nicht spazieren gegangen. Hier gibt es keine Mauer. Nein, nein, aber hier gibt es Grenzgebiet und es gibt ein Grenzgesetz.“ Er wurde gebührenpflichtig verwarnt. Jetzt kam es darauf an, ob er entweder Genosse war oder ob er vielleicht eine führende Stellung innehatte. Je nachdem, wie die Antwort ausfiel, änderte sich sein Verhalten. War er ganz frei oder arbeitete er vielleicht nur mit der Schaufel in der Hand, riskierte er jetzt eine große Lippe, erklärte den Volkspolizisten für bescheuert und sagte ihm, was ihm denn einfiel. Hatte er aber nur einen kleinen Posten, war er demütig und entschuldigte sich, dass er das nicht gewusst hätte: Keineswegs wollte er gegen gesetzliche Bestimmungen verstoßen, es sei ihm wirklich völlig fremd und sie sollten doch bitte Nachsicht walten lassen, er sei ja auch in besonderen Umständen gewesen und ob man das nicht so bewerten könne. So mag es dann ausgegangen sein, wie es wolle.

Einer hat die Erfahrung mit der Seegrenze gemacht und zwar in einer Situation, als er am allerwenigsten damit gerechnet hat. Anderen ist diese Begegnung mit der Seegrenze etwas martialischer zuteil geworden. Sie waren als Jugendliche am Strand in Gral Müritz und machten ein kleines Feuer, um sich Fisch zu braten oder sangen einfach nur Lieder. Es dauerte nicht lange und schon kam eine Doppelstreife der Grenzbrigade Küste in Uniform mit umgeschnallter MP daher. Sie kamen immer zu zweit und je nachdem, wie sie nun gerade drauf waren, stellten sie sich ein bisschen dazu und hörten zu oder sie fragten barsch nach den Ausweisen.

Wenn man bekleidet war, ging das mit den Ausweisen noch. In anderen Situationen konnte es auch schwierig sein, aber die waren immer da. Ob man sich mit oder ohne Klamotten am Strand befand, spielte dabei keine Rolle, denn sie passten eben immer auf. Sie waren dazu da, die Unverletztheit der Seegrenze zu garantieren.

Wenn man so etwas erlebt hat, dann gewöhnte man sich auch daran, dass sich alle paar Kilometer innerhalb der wunderschönen Dünenlandschaft Mecklenburg-Vorpommerns hässliche Gebilde aus Beton befanden, wie sie sonst eigentlich nur die Berliner kannten. Das ist ja klar. Da war eine unsichtbare Mauer und wo eine Mauer war, brauchte man auch Wachtürme. Aber diese schändlichen Bauwerke an die Ostsee zu setzen und unmittelbar in die Dünen, hat ja nun nicht jedem gefallen. Weitaus schlimmer war allerdings die Einschränkung, dass man weder mit einem Surfbrett noch mit einem Boot auf die Ostsee durfte.

Auf dem Bild, das Sie vorhin gesehen haben, ist kein einziges Wasserfahrzeug zu sehen. Es gibt keine Schlauchboote auf dem Wasser, keine Luftmatratzen, nichts. Da fällt uns wieder auf, was unsere jungen Nostalgiker in den östlichen Gefilden natürlich überhaupt nicht ahnen, dass die Ostsee nämlich heute völlig anders aussieht, als sie früher ausgesehen hat. Ich habe jetzt übrigens noch gar nicht alles erzählt. Die Grenzbrigade Küste verfügte natürlich auch über Hubschrauber und Schiffe. Es konnte passieren, dass man sich abends – wiederum nett an der Küste spazierend – plötzlich vor einem LKW befand. Die Grenztruppen fuhren mit diesen Autos nachts alle paar Kilometer über dafür vorbereitete Übergänge auf die Dünen auf und leuchteten mit riesengroßen Scheinwerfern den ganzen Strand und die Ostseeküste ab, um Fluchtversuche über die Ostsee zu unterbinden.

Es ist überhaupt erstaunlich, dass es einigen Menschen tatsächlich gelungen ist, mit dem Boot bis auf das Wasser zu kommen, denn die tüchtigen Helfer der Grenzbrigade Küste, die Volkspolizisten und die Soldaten der Grenzbrigade Küste haben natürlich alles dafür getan, dass es erst gar nicht soweit kommen konnte.

Bis jetzt habe ich nur von der ruhigen Meeresoberfläche, die weder von Bootslärm, noch von Segelbooten, Kite-Surfen und ähnlichem „Quatsch“ gestört wurde, sowie von den Sicherheitsvorrichtungen an der Küste gesprochen.

Ich habe aber noch überhaupt nicht erwähnt, was mit den Menschen passierte, die in den Knast kamen, und das gelegentlich vorkommende Unrecht, das dann seinen institutionellen Gang nahm. Aber eigentlich will ich das gar nicht erzählen.

Die Ausstellung beschreibt ja nur die gelungenen, versuchten und gescheiterten Fluchten über die Ostsee. Mir ist ein Mann wieder begegnet, von dem die Rostocker sich erzählt haben, weil es ihm gelungen war, relativ früh über das Meer zu fliehen. Es handelt sich um Peter Döbler, der Schüler in meiner Parallelklasse gewesen ist. Durch langes und hartes Schwimm- und Tauchtraining hatte er sich akribisch auf das Durchqueren der Ostsee vorbereitet. 1971 legte er die 48 Kilometer von Kühlungsborn bis Fehmarn in 25 Stunden schwimmend zurück und erreichte so die Freiheit.

Aber für die meisten, so auch für Mitglieder aus meiner Gemeinde – ich war früher Pfarrer in einem Rostocker Neubaugebiet – endeten ihre verwegenen Pläne natürlich vor Gericht und nicht in der Freiheit. Dann drohte diesen Menschen eben Gefängnis ohne Bewährung, Zuchthaus. Wenn man allerdings unterschrieben hatte, dass man mit der Stasi gemeinsame Sache machen wollte, konnte es passieren, dass die Mitverschworbenen ohne Bewährung im Knast landeten, während man selber eine Bewährungsstrafe empfangen konnte und dann als IM rauskam. Schlau war der, der als erstes zu seinem Anwalt oder zu seinem Pastor ging und ihm sagte: „Ich habe mal pro forma unterschrieben, möchte aber nur, dass sie Kontakte zum Westen und intensive Freikaufbemühungen aufnehmen, um zu verhindern, dass ich im Knast vergessen werde.“ Wenn er das machte und hinterher noch frech bei der Stasi sagte: „April, April, ich war bereits beim Pastor und ihr könnt mich mal“, dann dauerte es nicht lange und seine Bewährungsstrafe hatte sich erledigt.

So verwandelte sich das Leben der Menschen, die sich am Sonntag und im Urlaub so schön angezogen hatten und völlig normal an der See umhersprangen, locker tanzten und fröhlich sofften, Schritt für Schritt in ein Leben, das die Bezeichnung Bürgerleben gar nicht mehr verdiente. Ich habe eine Zeitlang nach dem richtigen Begriff gesucht. Wie soll ich eigentlich Menschen eines Landes bezeichnen, die keine Bürgerrechte hatten und nur eingeschränkte Menschenrechte besaßen?

Die Volkspolizei hat uns zwar immer mit „Bürger“ angeredet. Ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern. „Bürger, weisen Sie sich aus.“ Dann durfte man nicht sagen „Ach, kann man das jetzt selber tun?“ Das kam dann nicht so gut an, aber ich erinnere mich sehr gut, dass man als Bürger angeredet wurde.

Lange nach dem Ende der DDR ist mir eingefallen, dass ich das Wort „DDR-Bürger“ eigentlich nicht mehr benutzen sollte. Denn Bürger sollten wir nur Menschen nennen, die auch über Bürgerrechte verfügen. Ich habe aber 50 Jahre in einem Land gelebt, in dem man mir das Einfachste nicht gegönnt hat, nämlich in freien, gleichen und geheimen Wahlen die zu wählen, die mich regieren sollten. Nichts davon. Ich war offensichtlich kein Bürger, sondern nur ein Bewohner, sagte ich mir und begann seither die Menschen, die in der DDR gelebt haben, „DDR-Bewohner“ zu nennen.

Eines Tages fiel mir ein, dass auch das ein Euphemismus ist. Ich machte mir klar, was ein Bewohner eines Hauses alles kann. Zu allererst mal seine Tür auf- und zuschließen. Dann kann er durch selbige hinein- und heraustreten. Ich erinnere mich noch gut, wie ich mit meinen beiden Söhnen, Christian und Martin, am Sonntagnachmittag in Warnemünde auf der Mole spazieren ging. So manches Mal erlebte ich dabei, wie sie sagten: „Oh Papa, das große Schiff.“ Zuerst wussten sie ja noch nicht, was für ein Schiff das ist. Ich habe es ihnen erzählt. Es ist eine Fähre. „Ja, so schön weiß, schick.“ „Ja“, sagte ich, „fährt nach Dänemark.“ „Ja, da wollen wir mitfahren.“ „Hm“, sagte ich, „glaube ich, glaube ich euch. Ich auch, geht aber leider nicht.“ „Doch, da sind Leute drauf. Guck mal da und da und da und da.“ „Ja“, sagte ich meinen Kindern, „natürlich sind da Leute drauf, aber das sind andere.“ „Andere. Nee, die sehen genau aus wie wir.“ „Nein“, sagte ich ihnen, „das sind aber Menschen aus Westberlin, aus Westdeutschland oder aus Dänemark und die dürfen auf das Schiff rauf.“ „Ja und wir nicht?“ „Nein“, sagte ich meinen Söhnen, denn ich musste ja dafür sorgen, dass sie ins Leben treten konnten. „Wir dürfen das nicht.“ Ja, das konnten sie nun überhaupt nicht verstehen.

„Ja also“, hätte ich nun sagen können, oder „Ja, das empfinde ich auch so“, aber meistens sagte ich etwas anderes, wie zum Beispiel: „Ach Kinder, das versteht ihr noch nicht. Wenn ihr größer seid, werde ich euch das erklären.“ Ich wollte nicht, dass meine Kinder an diesem schönen Sonntagnachmittag dastanden und auf der Mole zu heulen angingen, weil sie sich als Mensch zweiter Klasse empfanden. Ich wollte nicht, dass sie

traurig waren. Sie können später traurig sein, wenn ich ihnen alles erklären kann. Oder wollte ich nur selber nicht traurig werden? Na, das lassen wir besser mal.

Jedenfalls sehe ich mich in der Situation, wie ich die unnormalen Dinge in Normalität verwandelte, weil ich nicht wollte, dass meine Kinder niedergeschlagen waren. Im selben Moment, wo ich das eben erzähle, sehe ich Abertausende hier in Berlin, die die Straße Unter den Linden lang gingen, bis es nicht mehr weiter ging und immerfort zu ihren Kindern sagten: „Da, schau, da dürfen wir nicht durch, jetzt weinen wir mal zusammen.“ An der Bornholmer Straße oder wo auch immer machte das doch keiner. Man gewöhnte sich an etwas, man gewöhnte sich an die Grenze.

Die Freiheit, die man liebt, siedelte sich schon fest bei einem an, aber eben nur in seiner Sehnsucht.

Deshalb ist es manchmal so, dass wir, wenn wir eine solche Ausstellung betrachten, auf Monumente stoßen. Es gibt auch Menschen, die sich in ein Monument verwandeln. Die zeigen uns, dass ihre Freiheitsliebe und -sehnsucht eine unglaublich große und bedeutende Form angenommen haben, die nicht durch Ängste, dass einem etwas passieren könnte, eingeschränkt werden können. Einige waren tollkühn in ihrer Liebe zur Freiheit. Niemals hätte ich sie als Mitmensch, als Bruder, als Pfarrer oder als Kollege zur Flucht ermutigt. Ich hätte nicht gesagt: „Bau dir diesen Apparat und zisch mal ab. Flieh unter oder auf der Meeresoberfläche über die Ostsee.“ Ich hätte immer gesagt: „Lass es sein, denn die meisten sterben dabei“.

Aber eine Gesellschaft ist offensichtlich auch arm dran, wenn sie über keine Menschen verfügt, die ein überschießendes Maß an Freiheitsliebe besitzen. Sie erkrankt, wenn alle nur noch ihrer Lebensversicherungsmentalität folgen. Ich will das keinem vorwerfen, aber wir brauchen Menschen, die uns zeigen, dass man für einen Wert, der einem wichtig ist, alles hergeben und riskieren kann.

Jetzt kommen wir zu der immens wichtigen Bedeutung dieser Ausstellung für unser Land und seine Menschen. Ich sagte eben, es gilt Monumente zu besichtigen. Menschen, die die Freiheit in einem solchen Übermaß lieben, sind so etwas wie ein Monument. Wir leben in einem Land, in dem wir nun wahrlich nicht nur von Freiheitsliebhabern umgeben sind. Etwas ironisch könnte man sagen, dass wir eigentlich in einem Land leben, in

dem es einen geheimen Artikel 1 eines virtuellen Grundgesetzes gibt, der da lautet, dass die Besitzstandswahrung unantastbar ist. Sie alle, die Sie hierher gekommen sind, wissen aber, dass der Artikel 1 unseres Grundgesetzes völlig anders lautet, nämlich „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Dass die Würde des Menschen unantastbar ist, hängt damit zusammen, dass in einer freiheitlichen Gesellschaft und nur dort die Würde einen solchen Rang genießt, dass sie im ersten Artikel eines freiheitlichen Landes verankert, ja geradezu eingeschreint wird. Wir wissen noch nicht, was mit einem Land passiert, in dem immer weniger Menschen darauf bauen, dass die Freiheit der zentrale Wert eines Gemeinwesens ist, sondern sich immer mehr ängstlich danach ausrichten, welcher von den gerade Regierenden ihnen die großzügigste Alimentation zuteil werden lässt.

Dagegen legen Menschen Zeugnis ab, die für die Freiheit etwas riskiert haben und unabhängig davon, ob ich diese Fluchten für vernünftig oder unvernünftig gehalten habe, sehe ich in der Existenz dieser Fluchtgeschichten und der Menschen, die sie geplant haben und ganz besonders in dem Leid derer, die sie nicht überlebt haben, dieses wunderbare Monument von Freiheitsliebe, die eigentlich einem jeden von uns und einer jeden von uns möglich ist.

Übrigens bin ich mit der Geschichte meiner Kinder noch nicht zu Ende gekommen. Natürlich sind diese Kinder auch zu freiheitlichen Menschen erzogen worden. Ich habe Sie vorhin deshalb an diese Situation erinnert, weil es mir darum ging, Ihnen zu beschreiben, wie automatisch man Freiheit als Hauptsache in seinem Leben aus den Augen und dem Kopf verlieren kann. Wenn man sie offensichtlich nicht erlangen kann, es sei denn unter Gefahr seines Lebens, dann verliert sie oft ihre Kraft und ihre Potenz. Wir freuen uns daher über jeden, der sie im Geiste trägt.

Aber es lohnt sich doch, über diese vielen Menschen zu sprechen, die sich das abgewöhnt haben, und ich bleibe zunächst einmal im Osten. Wenn man lange genug unterdrückt worden ist, führt die Auflehnung, der Protest und die Widerständigkeit immer zu einem abweichenden Verhalten. Es wird immer Mehrheiten geben, die sich durch Anpassung ihre Lebenssicherung organisieren. Ich will das hier gar nicht moralisch bewerten. Ich stelle es einfach nur fest. Man kann ein bisschen dagegen anleben oder auch ein bisschen mehr, aber es wird dennoch immer so bleiben.



Wenn nun aber aus diesem Absicherungsverhalten eine Gewöhnung an Ohnmacht und an dieses Eingeschlossensein resultiert, dann kann es sein, dass sich große Teile der Bevölkerung eben wie Insassen oder Anstaltsbewohner verhalten. Das ist mir eingefallen, als ich den Begriff Staatsbewohner für die Bewohner der DDR für zu euphemistisch und zu positiv eingeschätzt habe. Ich habe dann gedacht: „Mein Gott, da warst du ja eigentlich Anstaltsbewohner. Du kannst dir jetzt noch aussuchen, ob du im Knast warst oder in der Irrenanstalt oder in einer Heilanstalt mit begrenztem Ausgang.“ Wir können ja das Letztere nehmen, um es zu verharmlosen, aber auf alle Fälle war da die Entscheidungs- und Bewegungsfreiheit ganz entscheidend eingeschränkt. Man hatte nicht darüber zu befinden, wann die Tür geöffnet wird und wie lange und ab wann.

Wenn das auch wieder über Jahrzehnte Normalität wurde, dann ist es wirklich so, dass Anpassung im Grunde das Gebot dieses Lebens ist. Deshalb ist es eben so, dass man in diesen lange von Diktaturen beherrschten Gesellschaften davon sprechen darf, dass schließlich die Menschheit dort von einem Angstanpassungssyndrom überzogen worden ist. Daher ist es mir so wichtig, von der Sehnsucht nach Freiheit zu sprechen, von der Freiheitsliebe, aus der dann Hoffnung und manchmal eben auch Planungen erwachsen, und dass wir das in diesem Land mit seiner defizitären Beziehung zur Freiheit machen. Deshalb beglückwünsche ich den Verein Ostseeeflüchteten e.V., der es sich zur Aufgabe gemacht hat, über diese Schicksale aufzuklären, und die Konrad-Adenauer-Stiftung, dass sie über diesen Grundwert Freiheit in allen möglichen Facetten sprechen will und sei es in dieser sehr besonderen Form, verbunden mit dem Schicksal sehr besonderer Menschen.

Wir können ja nicht sagen, dass in unserem Land das Verständnis für Anpasser und Mitläufer gering ist. Im Gegenteil, es ist übergroß. Also brauchen wir mehr Verständnis für die, die sich nach Freiheit sehnen, die Freiheit leben wollen und, wir können es auch ganz einfach sagen, die Freiheit lieben.

Jetzt will ich noch einige Worte über das Risiko verlieren. Freiheit ist vielleicht nicht nur ein Risiko für Menschen, die in einer Diktatur leben und da raus wollen. Es ist ganz klar, dass das ein enorm hohes Risiko darstellt. Aber natürlich ist die thematische Ankündigung etwas doppelbödig. Machen wir uns gerade angesichts der Menschen, die für die Freiheit ihr Leben riskiert haben, deutlich, dass Freiheit zu kostbar ist,

als dass wir sie nur im Vorübergehen streifen sollten. Heute leben wir in der Freiheit und eben nicht mehr in einer Phase der Befreiung. Als 1989 der Osten sagte „Wir sind das Volk“, und als er die Freiheit und die Demokratie stürmisch liebte, da waren alle dafür, endlich in die Freiheit einzutreten. Aber als die Freiheit zum Alltag wurde, gab es viele, die sich danach sehnten befürsorgt zu werden und die offene Gesellschaft nicht mehr zu schätzen wussten, weil sie mit Risiken behaftet war. Dagegen haben wir uns nun auch zu wenden!

Wir werden als Liebhaber der Freiheit nicht aufhören zu sagen – auch wenn die freiheitliche Gesellschaft mit Mängeln behaftet ist –, dass die freiheitliche Demokratie die beste aller Staatsformen ist. Die Freiheit zu wollen, heißt nicht, sich auf paradiesische Zustände einzustellen, sondern sich auf eine offene Gesellschaft einzulassen, in der viele Dinge noch nicht geregelt sind und erst unserer Mühe harren, sie zu lösen. Deshalb sehen wir voller Schrecken, dass mitten in der freiheitlichen Gesellschaft und auch nicht nur von den Rändern her, sondern aus der Mitte heraus sich Menschen von der Art von Freiheit, die Erwachsene als Freiheit definieren, verabschieden. Dies geschieht in der Form, dass man in einem ersten Schritt nicht mehr zur Wahl geht. Man sagt sich, dass die Politiker eine andere Klasse, eine andere Sorte Mensch seien. „Wir, die edlen Schwarzfahrer und Steuerbetrüger sind eben eine Sorte und die völlig verkommenen Politiker sind eine andere Sorte. Ich will mir nicht die Finger schmutzig machen und die auch noch wählen.“ So wird der Rückzug dann begründet.

Die diskursfähige Gesellschaft in der U-Bahn, die sich hinreißend darüber unterhalten kann, welche Turnschuhmarken, Reiseziele, Handtaschenmarken und Parfümsorten man wählen könnte, wird schweigsam und der Diskurs erlahmt, wenn es um Politikinhalt oder auch Personen geht. Dies hat dann die Abkehr von der Ausübung des Wahlrechts zur Folge. Ich finde es widerwärtig. Als ich das erste Mal wählen durfte, war ich bereits 50 Jahre alt. Man schrieb den 18. März 1990. In anderen Teilen Europas hatte schon die Generation meiner Großeltern in freien, gleichen und geheimen Wahlen die Regierung bestimmen können. Ich war ein akademisch gebildeter Mitteleuropäer, war 50 Jahre alt und hatte das noch nie gemacht. Dann durfte ich endlich wählen. Ich kam aus dem Wahllokal in meiner Heimatstadt Rostock. Als ich draußen an der frischen Luft war, kullerten mir die Tränen über die Backen, und ich stellte mir die Frage: „Was weinst du?“ Die Antwort lautete: „Ich habe gewählt!“

Niemals in meinem Leben werde ich eine Wahl versäumen. Ich werde auch niemals verstehen, wenn mir einer erzählt, er habe es nicht nötig zu wählen. Ich werde es immer als verkappte Ohnmacht bezeichnen, und ich hasse Ohnmacht. Zu lange habe ich in politischer Ohnmacht leben müssen, als dass ich sie in der Freiheit als freiwillige von mir gewählte Haltung an den Tag legen wollte. Und ich bitte Sie, es mir gleich zu tun.

Es gibt mitten unter uns, auch ohne jeden Diktator, eine Neigung zur Ohnmacht. Und sie hat einen Vorteil, wie wir alle wissen, jedenfalls, wenn wir uns mit Psychologie auskennen. Der Gewinn für die, die sich in dieser Ohnmacht eingerichtet haben, ist der, dass sie an nichts schuld sind. Niemals haben sie für irgendetwas Verantwortung zu tragen. Sie haben die, die sie regieren, ja nicht gewählt. Sie gehen auch in keinen Verein, in keine Partei, sogar die Kirchensteuer ist ihnen zuviel. In der Gewerkschaft machen sie nichts, nicht mal im Bürgerverein rühren sie den kleinen Finger.

Eine Gesellschaft reiner Konsumenten als Feinde der Demokratie! So kann es gehen. Man muss nicht Diktatoren nachlaufen, um sich von der Demokratie zu verabschieden. Man kann es auch in stiller kleinbürgerlicher Ohnmacht tun. Dabei fällt man gar nicht auf. Die Ketten, die man trägt, hat man sich selber angelegt.

Das, meine Damen und Herren, ist eine weit größere Gefahr in den modernen Industriegesellschaften als die Chaoten von rechts oder links außen, die unserer Demokratie den Kampf angesagt haben. Wir spüren plötzlich, dass wir die Freiheitsliebe mit einem Begriff von Freiheit, der uns persönlich, unsere Potenzen und unsere gottgegebenen Möglichkeiten mit dem, was unser Gemeinwesen braucht, verbindet. Es ist ganz einfach, wenn wir uns nur entschließen könnten, Freiheit als das zu definieren, was wir vermögen, auch wenn wir Erwachsene sind. Freiheit verbindet ein Erwachsener mit etwas anderem als ich es tat, als ich 14, 16 oder 18 Jahre alt war. Damals hieß Freiheit für mich, dass ich alles darf, was ich will. Mutter und Vater und alle möglichen Autoritäten können mir gar nichts mehr sagen. Dann wurden wir erwachsen und haben einen Menschen geliebt, einen Wert, einen Glauben, einen Inhalt oder einen Beruf. Wir haben etwas geliebt und fühlten uns mit etwas verbunden, und in dem Moment haben wir begonnen, Freiheit anders zu definieren. Wir waren für das eine und gegen das andere. Wir haben Freiheit zu einem Beziehungswort gemacht. Ich bin frei, dies zu tun und jenes zu lassen.

In dem Moment haben wir erkannt, dass wir Freiheit für Erwachsene mit dem Wort Verantwortung übersetzen. Wir leben in einem Gemeinwesen, auf das wir Ostdeutschen so lange gewartet haben, dass wir uns unter großen Mühen erkämpft haben und dass Sie im Westen 60 Jahre lange so bewundernswürdig gestaltet haben. Dieses freie Gemeinwesen wird nur funktionieren, wenn es möglichst viele Menschen gibt, die Freiheit als Verantwortung definieren.

Deshalb lohnt es sich, über die Freiheit in so großen Worten zu sprechen und mit so wunderbaren handfesten Beispielen uns die Liebe zu ihr noch einmal in unsere Seele einschreiben zu lassen.

Es gibt nichts darüber, außer vielleicht der Liebe. Aber ein Staat kann nicht die Liebe dekretieren und gestalten, die Freiheit sehr wohl.

Somit sind wir zu einem doch überraschendem Ende gekommen. Eigentlich wollten wir über die Flucht aus dem Land der Unfreiheit sprechen. Da sind wir auch angekommen. Wir haben uns gefreut über die, die es geschafft haben, aber wir sind auch bei einer Bedrohung der Freiheit angekommen, die ich nicht für unbedeutend halte. Die Gefahr, dass es irgendwann hier in der Nähe wieder eine Diktatur gibt, die Mauern errichtet, ist relativ gering. Die Gefahr, dass sich viele Menschen aus der Freiheit verabschieden, aus der Verantwortung zurückziehen, ist relativ groß, da beide Arten von Freiheitsgefährdung miteinander zusammenhängen. Das wollte ich an diesem Abend nicht unerwähnt lassen.

## DER AUTOR

**Dr. Joachim Gauck**

Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik a.D.

Joachim Gauck wurde 1940 in Rostock als Sohn eines Kapitäns geboren. Nach dem Abitur studierte er Theologie. Als Pfarrer in Lüssow bei Gütrow und später im Neubaugebiet Rostock-Evershagen wurde er durch seine offenen und kritischen Worte bekannt. 1989 gehörte Joachim Gauck zu den Mitbegründern des „Neuen Forum“ in seiner Heimatstadt. Dort war er Mitinitiator des kirchlichen und öffentlichen Widerstandes gegen die SED-Diktatur. Im März 1990 zog er als Abgeordneter der Bürgerbewegung in die Volkskammer ein und wurde zum Vorsitzenden des Parlamentarischen Sonderausschusses zur Kontrolle der Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit gewählt.

Nach der Wahl durch die Volkskammer wurde Joachim Gauck zum 3. Oktober 1990 vom Bundespräsidenten und Bundeskanzler zum „Sonderbeauftragten der Bundesregierung für die personenbezogenen Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes“ berufen. Nach Verabschiedung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes des Deutschen Bundestages Ende 1991 war er „Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik“ mit Dienstsitz in Berlin. Am 21. September 1995, mit deutlicher Mehrheit wiedergewählt, wurde Joachim Gauck zum 3. Oktober 1995 für eine zweite Amtsperiode berufen, die am 2. Oktober 2000 endete.

Von Januar bis November 2001 moderierte er vierzehntägig in der ARD die WDR-Sendung „Joachim Gauck“. Ab Januar 2001 wurde Joachim Gauck zum deutschen Mitglied des Verwaltungsrates der Europäischen Stelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in Wien berufen (Ehrenamt).

Seit November 2003 ist Joachim Gauck als Nachfolger von Hans Koschnick Vorsitzender der Vereinigung Gegen Vergessen – Für Demokratie e.V.

## EHRUNGEN

Theodor-Heuss-Medaille (1991); Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (1995); Hannah-Arendt-Preis, Bremen (1997); Ehrendoktor der Universität Rostock (1999); Imre-Nagy-Gedenkplakette, Budapest (1999); Dolf-Sternberg Preis für Öffentliche Rede (1999); Cicero Rednerpreis (2000); Wartburgpreis (2000); Großes Bundesverdienstkreuz mit Stern (2000); Ehrendoktor der Universität Jena (2001); Erich Kästner-Preis, Dresden (2001); Wittenberg Award, Washington D.C. (2002); Ehrendoktor der Universität Augsburg (2005).

## ANSPRECHPARTNER IN DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG

*Christian Schleicher*

*Stellv. Leiter der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung*

*Tiergartenstr. 35*

*10785 Berlin*

*Telefon: +49(0)-30-2 69 96-32 30*

*E-Mail: christian.schleicher@kas.de*

## PUBLIKATIONSREIHE „WEICHENSTELLUNGEN IN DIE ZUKUNFT“

In der Publikationsreihe „Weichenstellungen in die Zukunft“ bietet die Konrad-Adenauer-Stiftung umfangreiches Material zu den Themen „60 Jahre Bundesrepublik“ und „20 Jahre Wiedervereinigung“ an. Bisher sind in dieser Reihe erschienen:

- *Michael F. Feldkamp:*  
*Der Parlamentarische Rat und das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland 1948 bis 1949. Optionen für die Europäische Integration und die Deutsche Einheit*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2008  
ISBN 978-3-940955-09-8
- *Bernd Sprenger | Bodo Herzog:*  
*Währungsreform und Soziale Marktwirtschaft*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2008  
ISBN 978-3-940955-10-4
- *Berndt Seite:*  
*Weißer Rauch. Eine Erzählung aus den Tagen des Mauerfalls 1989*  
Unveränderter Nachdruck der Erstausgabe 2004.  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2008  
ISBN 978-3-940955-08-1
- *Uwe Backes | Ralf Thomas Baus | Herfried Münkler:*  
*Der Antifaschismus als Staatsdoktrin der DDR*  
Sankt Augustin/Berlin, Januar 2009  
ISBN 978-3-940955-46-3
- *Beate Neuss | Stanislaw Tillich | Richard Schröder:*  
*Wege zu einer Kultur des Erinnerns*  
*Dokumentation der Eröffnungsveranstaltung zur Ringvorlesung 2008/2009 „Wie schmeckte die DDR?“ des Bildungswerkes Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Dresden und dem Freistaat Sachsen*  
Sankt Augustin/Berlin, April 2009  
ISBN 978-3-940955-64-7

- *Ehrhart Neubert:*  
*Die Friedliche Revolution. Vom Herbst 1989 bis zur Deutschen Einheit*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2009  
ISBN 978-3-940955-82-1
- *Heiner Timmermann:*  
*Adenauers Westbindung und die Anfänge der Europäischen Einigung*  
Sankt Augustin/Berlin, Juni 2009  
ISBN 978-3-940955-87-6
- *Wolfgang Schuller | Klaus Schroeder*  
*Mythen und Unwissen*  
*Dokumentation von Veranstaltungen zur Ringvorlesung 2008/2009 „Wie schmeckte die DDR?“ des Bildungswerkes Dresden der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität Dresden und dem Freistaat Sachsen*  
Sankt Augustin/Berlin, Oktober 2009  
ISBN 978-3-941904-12-5

## INTERNETPORTALE

Mit einer Wissensplattform reagiert die Konrad-Adenauer-Stiftung auf die zunehmende Verklärung eines Systems. *DDR – Mythos und Wirklichkeit* heißt das Internetportal und klärt auf über Alltag, Kultur, Wissenschaft und Ideologie in der DDR. Didaktisch aufbereitete Materialien für den Unterricht, Interviews mit Zeitzeugen und Veranstaltungshinweise sowie ein Kalendarium führen über die Jahrestage der DDR durch die Geschichte des Unrechtssystems – vom Scheitern der gemeinsamen Besatzungspolitik während der Potsdamer Konferenz im Mai 1945 bis zum Rücktritt des Politbüros und des ZK der SED im Dezember 1989. Siehe unter [www.kas.de/wf/de/71.6466/](http://www.kas.de/wf/de/71.6466/)

Außerdem hat die Konrad-Adenauer-Stiftung für weitere Informationen zu den Jubiläen ein Internetportal unter [www.kas.de/weichenstellungen](http://www.kas.de/weichenstellungen) eingerichtet.